

FALTER

DIE WOCHENZEITUNG AUS WIEN

NR. 48/22 – 30. NOVEMBER 2022

MIT 64 SEITEN FALTER: WOCHE

ALLE KULTURVERANSTALTUNGEN
IN WIEN UND ÖSTERREICH
TERMINE VON 2.12. BIS 8.12.



Wiens verlorene Kinder

Im Stadtpark treffen sich Jugendliche, die von vielen Krisen überfordert sind. Sie riskieren mit harten Drogen ihr Leben.
Eine Reportage von Lukas Matzinger

SEITE 40

FOTO: CHRISTOPHER MAVRIČ

ANZEIGE

01/9092244 oder stadtsaal.com
6., Mariahilfer Straße 81

DREW SARICH & das Endwerk Orchester:
Wishes & Wonders
16.+17.12. im **STADTSAAL**



9 004654 046675

48



Falter mit Falter:Woche
Falter Zeitschriften GmbH,
Marc-Aurel-Straße 9, 1011 Wien
WZ 022033405 W
Österreichische Post AG
Retouren an Postfach 555, 1008 Wien
laufende Nummer 2879/2022

€ 4,90

„Azra, warum machst du so einen Scheiß?“

Sie sind verzweifelt, fühlen sich alleingelassen und von vielen Krisen überfordert: Im **Wiener Stadtpark** suchen Kinder und Jugendliche eine Gemeinschaft und riskieren mit harten Drogen ihr Leben. Staatliche Hilfe kommt für viele zu spät

REPORTAGE: LUKAS MATZINGER, FOTOS: CHRISTOPHER MAVRIČ

Warum spritzt du dich, Azra?“ Die 15-jährige Hannah* schüttelt ihre 14-jährige Freundin an den Schultern, schaut tief in ihre müden Augen: „Warum machst du so einen Scheiß?“

Ein Samstagabend im November, in einem Jugendstil-Pavillon des Wiener Stadtparks. Fast jeder der zehn Jugendlichen hier ist auf Drogen, ein Bursche hält die Kälte im T-Shirt aus.

Erst vor wenigen Stunden ist Azra in der Wohnung einer Freundin „knock-out gegangen“, hat also gezittert, konnte nicht mehr reden, die Muskeln folgten nicht mehr. Ins Spital wollte das Mädchen nicht, zu seinen Eltern konnte es nicht, also fuhr Azra zurück in ihr zweites Zuhause, den Stadtpark. Nase an Nase redet ihr die 15-jährige Hannah ins Gewissen: „Alle hier haben dich lieb, Azra. Du kannst so nicht weitermachen.“

Heute habe Azra kein Heroin gespritzt, sagt sie, die Wörter schaffen es kaum aus ihrem Mund. Vier oder fünf Xanor-Tabletten seien es gewesen, also starke Angstlöser, und zu viel Alkohol für ihren jungen Körper. „Immer dasselbe mit ihr“, sagt die 16-jährige Lilly nur, „ich habe sie selten bei Bewusstsein gesehen.“ Und dann, ganz lapidar: „Ich bin gegen Benzos, seitdem ein Benzo-Toter bei mir daheim lag.“

Diese Szene liest sich dramatisch, doch die Mädchen wirken so unheimlich routiniert. Für Azra, Hannah und Lilly war der vergangene kein aufsehenerregender Samstag im Stadtpark, sie sind gewöhnt an „Knock-outs“, an Psychosen, sogar schon an den Tod. Eine von ihnen wird in dieser Nacht noch von der Rettung in die Jugendpsychiatrie am Rosenhügel gebracht.

Drei Mädchen, eine 14, eine 15 und eine 16 Jahre alt, die diesen Novemberabend nicht bei ihren Familien, Betreuern oder in ihren Wohnungen verbringen, sondern bei harten Drogen im Stadtpark. Wer sind sie und warum sind sie hier? Was fehlt ihnen und warum kann sie keiner hiervon abhalten?

Das ist die Geschichte von Azra, Lilly und Hannah. Von etwa 100 „Stadtpark-Kindern“, die aus Wien und Grenzbezirken hierherkommen, die meisten, um unbehelligt von Eltern und Wohlfahrt zu konsumieren. Und von manchen, die sie schon verloren haben. Vor den Augen von Städte-touristen, Sozialarbeitern und Streifenpolizisten haben sie in den vergangenen Jahren eine gefährliche Subkultur etabliert. Ihre Schilderungen sind teils schwer zu überprüfen, doch manche Fakten ergeben ein Bild.

25. September: Ein 15-jähriges „Stadtpark-Kind“ stirbt an einer Überdosis Morphine, der Vater und die vier Schwestern sammeln Geld für die Beisetzung. 11. Oktober: Ein Jugendlicher stirbt, nachdem er im Stadtpark Benzodiazepine und andere



Viele „Stadtpark-Kinder“ nennen sich selbst Emos. Das ist weniger ein Modestatement als ein Bekenntnis zu ihren psychischen Krankheiten



Hilfe und Infos

bei Suchtfragen und in psychischen/seelischen Notlagen
Suchthilfe Wien
6., Gumpendorfer
Gürtel 8
www.suchthilfe.wien

checkit!
6., Gumpendorfer
Str. 8
www.checkit.wien

Telefonseelsorge
rund um die Uhr
unter 142 erreichbar





Weder konfisziert die Polizei viel mehr Drogen noch sitzen im Stadtpark viel mehr Suchtkranke noch gibt es viel mehr suchtkranke Jugendliche. Doch etwas hat sich schon verändert: das Alter der Konsumenten

EWALD
LOCHNER,
DROGEN-
KOORDINATOR

Fortsetzung von Seite 40

Substanzen genommen hatte. 10. November: Eine Elf- und eine 14-Jährige, die im Stadtpark Ecstasy einwarfen, zeigen ihren 18-Jährigen Dealer wegen Vergewaltigung in einer Wohnung an.

Am Tag, bevor Azra kaum ansprechbar in den Stadtpark zurückkehrt, sitzt sie schon zwischen einem der besten Restaurants der Welt (Steirerleck) und dem Sand-Wasser-Spielplatz (Naturschatten). Ein verlegenes, 14-jähriges Mädchen mit dunklem Lidstrich, gemusterter Strumpfhose und einer NATO-Patrone um den Hals. Das schwarze Kleid habe sie von H&M gestohlen, auf ihrem Finger ein Ring mit der Schahāda, dem islamischen Glaubensbekenntnis.

Ihre Eltern seien vor ihrer Geburt aus Afghanistan gekommen, erzählt Azra, sie habe fünf Geschwister. Alle hätten weggehen, als ihre Essstörungen angingen, dann die Wunden und Selbstmordgedanken. Sie habe die Schule beendet und mit ihrer Exfreundin Drogen geschmissen. Nun komme sie mehrmals pro Woche in den Stadtpark.

Und nehme alles, was man ihr gebe: Pulver, Pillen, Tropfen. Sobald es dunkel werde, schreie sie nach Rausch, Heroin sei zwar verpönt, aber letztens „wahnsinnig schön“ gewesen. „Mir ist alles egal“, bestimmt Azra, „außer meine Freiheit.“ Ihre Mutter sperre sie nicht ein, weil sie wisse, dass sie dann aus dem Fenster springen würde. Ihr Bruder habe sie einmal im Stadtpark verprügelt, weil sie frech gewesen sei.

Einen Monat habe sie im Krisenzentrum verbracht, doch ihr echtes soziales Netz ist der Stadtpark. Die Polizei störe hier weniger als am Karlsplatz, der Park sei besser gelegen als der Keplerplatz. Hier hat Azra eine warme Ersatzfamilie gefunden, irgendwer sei immer da, der sie aufbaut oder runterzieht. Selbstverständlich kommt sie auch 24 Stunden und einen „Knock-out“ später wieder in den Park: Keiner hier stellt unbequeme Fragen, sie geben ihr eine Jacke und vermitteln ein Schlafquartier.

Dass es Drogen im Stadtpark gibt, ist keine Neuigkeit. Juli 2001: FPÖ-Bezirksobmann Heinz-Christian Strache wünscht sich Diensthunde im „Drogendorado Stadtpark“. Oktober 2005: Der Kripo-Offizier Gerhard Mohr habe mit 24 Festnahmen und 65 Anzeigen „die Drogenszene im Stadtpark weitgehend zerschlagen“. Juli 2014: Ein Wiener titelt seine Bewertung des Stadtparks auf der Touristikplattform Tripadvisor mit „Ideal für Junkies“.

In Zahlen ist das aktuelle Problem also kaum zu fassen: „Weder konfisziert die Polizei wesentlich mehr Drogen noch sitzen im Stadtpark wesentlich mehr Suchtkranke noch gibt es wesentlich mehr wegen illegaler Drogen suchtkranke Jugendliche“, sagt Ewald Lochner, der Koordinator für Psychiatrie, Sucht- und Drogenfragen der Stadt Wien. Doch etwas habe sich schon verändert: das Milieu mancher Jugendlicher. Sie seien jünger geworden, sagt Lochner, zu oft unter 16. Und ein Großteil von ihnen sei psychisch krank.

„So viel ist klar“, sagt Azras Freundin Hannah, „nächstes Wochenende wird Azra wieder knock-out gehen.“ Irgendwoher bekomme dieses Mädchen schließlich immer Drogen. Sie mache sich schon Sorgen, so blass wie Azra geworden sei. Aber wirklich trauern könne Hannah selbst bei Todesnachrichten nicht mehr – sie wüsche Verstorbenen ein besseres Leben als „hier unten“. Als sie das sagt, explodiert irgendwo im Stadtpark ein Böller.



Ich nehme alles, was man mir gibt: Ecstasy, Benzos, Heroin. Sobald es dunkel wird, muss ich dicht sein

AZRA, 14



Der Stadtpark ist eine groteske Kulisse für die Subkultur suchtkranker Jugendlicher. Zwischen vergoldeten Denkmälern und dem gepflegten Teich haben sie ihre Gedanken in Graffiti verewigt. Sie kennen hier einen „Kiffbusch“ und einen „Fickbusch“, Verwendung selbsterklärend

Es ist Nihilismus, den die „Stadtparkkinder“ in ihrer Wildnis entwickelt haben: Sie pfeifen auf Normen und Autorität und konsumieren sorglos. Die „No Future“-Maxime der Punkgeneration haben sie noch erweitert: „Live fast die now“ steht in Edding auf ihrem Stammpavillon.

Der Stadtpark gibt eine groteske Kulisse für ihre Hoffungslosigkeit: Ein 160 Jahre alter Landschaftsgarten englischen Stils, betuliches Fotomotiv für die Tagesgäste von Kursalon und Intercontinental: der vergoldete Johann Strauss (Sohn), der tapfere Straßenklarinetist („La Vie En Rose“).

Die Idylle trügt. Stehlen und Schlagen gehören dazu, erklären die Kinder. In der Dämmerung hat der 14-Jährige Erik noch stolz die Tommy-Hilfger-Umhängetasche vorgeführt, die ihn 300 Euro bei Peek & Cloppenburg gekostet habe.

Eine Stunde später kommt er ohne Tasche wieder, er weint lautlos. Tschetschenen hätten sie ihm genommen, er habe ihnen Drogengeld geschuldet.

Ein Tag in ihrem Stadtpark ist so wahn-sinnig lang. Am Freitag noch war die 15-jährige Hannah voller Zuversicht, sie wolle weg vom Park, Freunden raushelfen, ihre Kosmetik- und Fußpflegelehre beginnen und ihrem Leben endlich die entscheidende Wendung geben.

Am Samstag denkt sie dann laut über ihre Einkaufsliste für Dezember nach: „Ein Deka Gras, ein Deka Speed, 30 bis 40 Ecstasy. Ich komme einfach nicht los davon.“

Wahrscheinlich wirkt sie älter als 15, weil sie schon so früh erwachsen sein musste. Ihre Eltern seien süchtig gewesen, ihr Vater habe sie geschlagen. Mit drei Jahren wohnte Hannah zum ersten Mal in einer WG, mit sechs hat sie sich selbst Wäsche gewaschen und Jause gemacht. Mit 13 begann sie zu kiffen, „dann jeden Tag was Neues: Speed, Ecstasy, Benzos“.

Benzodiazepine sind rezeptpflichtige Beruhigungsmittel, Verwandte der Schlafmittel Librium und Valium. Weil sie die Reize zwischen den Gehirnzellen dämpfen, lösen sie Ängste und Muskelspannungen.

Weil sie Sorgen nehmen und einen in Watte packen, sind sie die am meisten missbrauchten Medikamente der Welt. Nachdem manche Ärzte sie freigiebig verschreiben, sind sie am Schwarzmarkt leicht und billig zu haben.

Zwei solcher Tabletten nimmt Hannah pro Tag: gegen ihre Panikattacken und Psychosen, wenn sie um sich schlägt und Stimmen ihr drohen. Aber zugegebenermaßen verspricht sie sich von den „Benzos“ mehr als nur Therapie.

Seitdem ihre Mutter vor einem Jahr an einer (beabsichtigten) Überdosis gestorben sei, wolle keiner in der Familie mehr etwas mit ihr zu tun haben. Im Sommer habe sie teils im Stadtpark gewohnt, jetzt ist sie in einer Wohngemeinschaft der Kinder- und Jugendhilfe. Und dazwischen oft in der Kinder- und Jugendpsychiatrie am Rosenhügel.

Auch in dieser Samstagnacht wird sie hinfahren. Nachdem sie einen Schlafplatz für die taumelnde Azra besorgt hat, überkommt Hannah selbst eine Psychose. Sie habe nur mehr gezittert, bekam Medikamente und fuhr wieder nach Hause.

„Ich nehme Drogen, damit ich etwas fühle“, sagt Hannah, dann könne sie weinen oder lachen, gerne sei sie auf Speed daheim im Bett. Andere Jugendliche hier haben das Gegenteil im Sinn: Sie wollen weniger fühlen.



Und die Erwachsenen haben je nach Weltanschauung verschiedene Erklärungen für die Krisen der Jungen: die trostlosen Corona-Lockdowns, die demoralisierende Klimakrise, die ausufernde Bildschirmzeit.

Tatsächlich waren nach eineinhalb Jahren Pandemie laut einer Studie der Donau-Universität Krems 62 Prozent der (freiwillig teilnehmenden) Schülerinnen und Schüler depressiv, ungefähr dreimal so viel wie davor. Der Kremser Professor Christoph Pich hat herausgefunden, dass Zeit am Smartphone und psychische Probleme korrelieren. Und Studien aus vielen Ländern legen nahe, dass die düstere Weltlage den jugendlichen Optimismus gedämpft hat.

Doch bei vielen Kindern vom Stadtpark scheinen die Probleme tiefer und näher zu liegen. „Wer nichts zu essen hat, kümmert sich nicht ums Klima“, sagt einer von ihnen, und den Krieg hat er selbst in sich. Biografien wie jene von Hannah scheinen hier die Regel zu sein: die Eltern überfordert, krank, im Gefängnis oder tot.

Von frühester Kindheit an auf sich gestellt und vom Gefühl verfolgt, dass keiner ihre Notsignale höre. Niemanden kümmere es, wenn sie sich ritzen oder Drogen nehmen. Dazu noch die alltäglichen Teenagersorgen: Lehrstellen und Leerstellen im Lebenslauf, der Schönheits- und Individualisierungsdruck – und soll ich meinen Ex wieder zurücknehmen? Fast wie abgesprochen sagen sie, dass sie einfach jemand wünschten, der ihnen zuhört. Der sie „für voll“ nehme.

Der Staat scheint ihnen nicht alle Traumata nehmen zu können. Hannah hat in der WG eine Betreuerin, die ihr zur Seite steht. Jugendamt und Krankenkassa zahlen ihr eine Psychotherapie, und wenn die Psychosen kommen, schläft sie in der Psychiatrie. Jeden Tag kommen Sozialarbeiter der Suchthilfe in den Stadtpark, bemühen sich beim Reden über Probleme und Betäubung, und dass die Drogenberatungsstelle „checkit!“ kosten- und problemlos Substanzen testet.

Doch Kinder wie Hannah misstrauen Institutionen: Die Ärzte auf der Psychiatrie versucht sie in langen Gesprächen davon zu überzeugen, warum sie diesmal nicht dort

Die erste Reportage über die „Kinder vom Stadtpark“ erschien im September im Magazin biber. Empfehlung: www.dasbiber.at

**FOTOS:
CHRISTOPHER
MAVRIČ**

bleiben müsse. Das Jugendamt kann Kinder wie sie nicht einfach einsperren, Hannah sagt ihrer Betreuerin, dass sie ihr Leben alleine in den Griff kriegen wolle. Und mit ihren Drogen gehe sie nicht zu „checkit!“, weil sie der Gedanke an den Tod nicht ausreichend abschrecke.

„Das Schlimmste ließe sich früher verhindern“, sagt der Drogenkoordinator Lochner, „der Konsum kommt oft nach einer langen Geschichte psychischer Probleme.“ Doch Schulen, Krisen- und Therapiezentren kämpfen um Personal, Betreuer von Jugend-WGs sind in den Nächten meist allein, freie Psychatriebetten seit der Pandemie noch viel schwerer zu bekommen.

Für Benzos schreibe Hannah ihrem Dealer am Handy, sie zahle zwei oder drei Euro pro Stück. Für Gras habe sie jemanden im Stadtpark, einen Österreicher, er ist fast jeden Tag dort. 600 Euro bekommt Hannah um den 7. jedes Monats vom AMS, in deren Jugendwerkstatt arbeitet sie gerade. Die hochdosierten „Blue Punisher“-Ecstasytabletten seien derzeit ihre Lieblinge, doch Ende November sind Konto, Kühlschrank und Drogenversteck leer.

Manche Dealer hätten ihr gesagt, dass sie „auch anders“ zahlen könne. Und sie wisse von Mädchen, die für Drogen mit ihnen ins Gebüsch gingen. Die Kinder- und Jugendanwaltschaft Wien bemerkt im Jahresbericht 2021: „Durch die Verlagerung der Club- und Kulturszene in den öffentlichen Raum fiel der Schutz durch die Betreiber der Gastronomie weg. Awareness-Teams zufolge werden Partydrogen als Verführungsmittel vermehrt Mädchen und jungen Frauen im öffentlichen Raum angeboten.“ Der Tod der 13-jährigen Leonie W. vor eineinhalb Jahren und die Vergewaltigung eines elf- und eines 14-jährigen „Stadtpark-Kindes“ vor wenigen Wochen zeigen die Gefahr für junge, süchtige Mädchen.

Doch dieselben machen auf verstörende Weise ihre Krisen und ihren Konsum zum gebührenden Jugendlifestyle. „Der Sinn der Erde liegt im Betäubungsmittel der Pferde“, steht im Stadtpark-Pavillon. Auch harte Chemie wie Ketamin oder Crystal Meth übt hier kaum Schrecken aus, das

(Rauchen von) Heroin komme laut Lochner langsam wieder, die staatlichen Substitutionsprogramme haben es nur beinahe verschwinden lassen.

Im Park vorglühen, im Flex feiern, dann wieder in den Stadtpark. Der Club am Donaukanal sei zwar erst ab 16, doch ein Bekannter habe Hannah und vielen anderen Schülerausweise für je 60 Euro gefälscht. Auf Social Media lassen sie ihre Süchte wie ein hipbes Hobby aussehen, posten Stoff und Klingen, nennen sich „Giftler“ oder „Huren“.

Die Profile sind kaum anzusehen, jedes Bild ein Hilfeschrei, etwa auf der Instagram-Präsenz eines 16-jährigen Stadtpark-Mädchens. Sie zeigt sich beim Ziehen von Speed, beim Tropfen von Codein in eine Fanta-Dose, mit zwei Benzodiazepin-Tabletten auf der Zunge. Dazwischen sie in Strümpfen und Unterhose oder über der Kloschlüssel hängend. Häufige Bildunterschrift: „ich hasse mein leben.“

„In meiner Timeline sind Drogen und Depressionen teils total romantisiert“, sagt eine 15-Jährige, die vom Stadtpark wegkommen und Freunden dabei helfen will. Beliebte Ecstasy-Tabletten tragen heute die Logos von Netflix oder Snapchat, manche Konsumenten nennen sich „Emos“, tragen Schwarz und Verband auf den Armen. Hannah hat einmal am Rosenhügel für TikTok mit der Unterschrift posiert: „in der Psychiatrie fresh anschauen.“

Online profilieren sich viele Stadtpark-Kinder als draufgängerisch, drogenerfahren, als Menschen, denen wenig am Leben liegt. Bis jeder in dieser Blase Substanzmissbrauch und Selbstverletzung für das Normalste der Welt hält. Nur dass diesen Instagram-Stadtpark auch Zehn- oder Zwölfjährige sehen und so allmählich auch immer mehr labile Kinder behüteter Familien in die Szene finden.

Niemand will, dass es in Österreich selbsternannte „Absturzkinde“ gibt, und wenn, dann will man sie wenigstens nicht anschauen. Die glücklicheren Flaneure im Stadtpark sähen nur ihre Defizite, sagen die Kinder. Dabei hätten sie der Gesellschaft etwas zu sagen: Der 19-jährige Linus, „CEO of Stadtpark“, der sich mit 14 schon prostituiert habe. Anna, die mit 15 Jahren „ihre Heroin-Zeiten hinter sich habe“ und beim Ecstasy-Wettessen 23 Tabletten in zehn Stunden geschafft habe.

Und natürlich das dritte Mädchen vom Beginn dieser Geschichte: die 16-jährige Lilly, bei der, wie sie sagt, „ein Benzo-Toter daheim lag“. So kann, im schlimmsten aller Fälle, die Geschichte eines „Stadtpark-Kindes“ enden.

Die Drogen seien „immer für sie da gewesen“, sagt Lilly, seitdem sie von ihren Eltern in ein Krisenzentrum gekommen sei. Vergangenen Sommer sei sie während des Praktikums in einem nahegelegenen Hotel oft im Stadtpark abgestürzt. „Irgendwann bin ich fast jeden Tag knock-out gegangen.“

Und an jenem Abend im Oktober hätte ein Freund Benzos und mehr geschluckt, sie hätte ihn zu sich gebracht, am Morgen sei er nicht mehr aufgewacht.

„Danach habe ich versucht, clean zu werden“, sagt Lilly, in dem Augenblick auf einer Mischung aus Speed und Crystal Meth. „Beziehungswise clean werden zu wollen. Aber ich will es einfach nicht.“

* Zum Schutz der Jugendlichen haben wir all ihre Namen in dieser Reportage verändert

Vierzehnjährige, die ihre „Heroin-Zeit hinter sich haben“, 15-Jährige, gerade vom zweiten Entzug gekommen, Kinder, die „nicht mehr wirklich trauern“, wenn wieder ein Bekannter an einer Überdosis stirbt.

Vor einer Woche hat der *Falter* eine Reportage über die „Kinder vom Stadtpark“ veröffentlicht. Über 100 Teenager aus Wien und dem Umland sind dort in den vergangenen Jahren gestrandet. Die meisten von ihnen wollen ihre psychischen Probleme mit harten Drogen lindern. Viele kommen aus schwierigen Familien, manche wohnen in Einrichtungen der Kinder-Wohlfahrt, zu viele sind unter 14.

In diesem Artikel soll ein „Stadtpark-Kind“ selbst zu Wort kommen. Es ist noch schulpflichtig, hängt aber lieber im Park ab, es lebt bei seinen Eltern, hört aber in keiner Weise auf sie. Ihre Schilderungen zeigen, wie eine junge Wienerin schnell und tief in Krisen und Süchte fiel, wie wenig ihr angebotene Hilfen brachten und wie leidvoll sie auf die Welt und ihre eigene Zukunft blickt.

Zu ihrem Schutz fehlen einige Details: Name, Alter, Herkunft, Wohnbezirk, Zeiträume, Schule, Äußeres. Denn ihr Protokoll soll wenig über den persönlichen Lebensbereich eines jungen Menschen, aber viel über die Lebensumstände dieser Wiener Kinder erzählen. Ein Text für Politik und Behörden, Lehrer und Pädagogen, Eltern und Geschwister.

Eigentlich wäre heute Deutschscharbeit gewesen. Um acht haben meine Eltern an die Zimmertür geklopft, sind wieder und wieder gekommen, bis ich so getan habe, als würde ich mich fertig machen. Als es irgendwann nicht mehr anders ging, bin ich in den Stadtpark gefahren.

Früher war mir die Schule wichtig und die Noten, die ich bekomme. Ich war die Erste meiner Familie im Gymnasium, heute bin ich in jedem Fach nicht beurteilt. Seit Sommer dreht sich meine ganze Persönlichkeit darum, Drogen zu nehmen und in den Stadtpark zu gehen. Heute Abend kommen vielleicht noch zwei Freundinnen mit Benzos, darauf freue ich mich.

Meine Eltern sind vor meiner Geburt nach Österreich gekommen, fast alle Geschwister leben noch mit uns in der Wohnung. Sie haben mich nicht geschlagen, aber immer wieder damit gedroht. Wenn Besuch kam und ich zu viel Energie hatte, haben sie mich einmal ins Zimmer gesperrt.

An das erste echte Trauma erinnere ich mich dunkel, ein Onkel oder ein Freund der Familie hat mich angegrapscht. Ich war noch klein und habe die Details vergessen, ich hatte damals auch fast keine Freunde, denen ich es erzählen hätte können. In der Volksschule war ich ein wenig anders, sehr introvertiert.

Ich kann nicht sagen, wann die Probleme in meinem Kopf begonnen haben, aber ich weiß noch, wann sie sichtbar wurden: In der dritten Klasse Gymnasium musste ich zur Wiederholungsprüfung. Um mich zu bestrafen oder Druck auszulassen, habe ich mir damals in die Arme geritzt. Ich hatte keine Vorstellung davon, wie man sonst mit Stress umgehen sollte.

Nachdem Spitalsärzte bei einer Routineuntersuchung die Narben gesehen haben, bekam ich Therapie. Für mich war das aber nie mehr als Reden, und wenn ich Psychologen alles erzählen würde, würden sie mich doch nur wieder in die Psychiatrie bringen.

„Holt euch Hilfe, bevor es zu spät ist“

Der **Stadtpark** ist zur verhängnisvollen Zuflucht für labile Teenager geworden. Wir haben einem „Stadtpark-Kind“ zugehört: Was schief lief und was helfen könnte

PROTOKOLL: LUKAS MATZINGER



Vor einer Woche erschien die Reportage über „Wiens verlorene Kinder“.

Nun soll eines von ihnen zu Wort kommen

FOTO: CHRISTOPHER MAVRIČ

Fortsetzung von Seite 43

Das eine Mal, als ich ehrlich mit meiner Schulärztin geredet habe, bin ich dorthin gekommen.

In der Klinik habe ich einige Wochen lang Gesprächstherapien und Neuroleptika-Tabletten bekommen und insgesamt drei Diagnosen: Panikstörung, schwere Depression und Anpassungsstörung. Meine Eltern konnten damit nicht umgehen. Ein Elternteil sagte: „Wenn du dir noch einmal wehtust, tue ich mir weh oder verlasse dich.“

Daheim verschwende ich die meiste Zeit am Handy, Social Media war vor allem bei meinen Essstörungen ein Problem. TikTok-Profilen haben unter „Pro Ana“ (Magersucht) und „Pro Mia“ (Bulimie) diese Krankheiten glamorisiert. Frauen und Mädchen zeigten sich wahnsinnig dünn und gaben Tipps zum Abnehmen oder Kotzen. Eine Zeit lang war ich magersüchtig, aber nicht diagnostiziert, heute ist es eher Bulimie, ich übergebe mich jeden Tag.

Von der Psychiatrie an wurde eigentlich alles schlimmer. Mir wurden dort die Klappen abgenommen und Chilis gegeben. Wenn ich mich akut selbst verletzen wollte, sollte ich sie in den Mund nehmen – das könnte für kurze Zeit helfen. Dann hat mir aber eine andere Patientin gezeigt, wie sie mit ihren Fingernägeln den Handrücken aufkratzt und die Chilis an den Wunden reibt. Damit konnte ich arbeiten, das habe ich nachgemacht. Ich weiß nicht, welche Hilfe ich brauche, ob mir überhaupt irgendetwas helfen kann.

Bis zum heurigen Sommer waren Drogen etwas für außergewöhnliche Anlässe, mit 13 hatte ich Ecstasy probiert, solche Abende waren dann was Besonderes. In der Psychiatrie hat mir dann ein junger Patient vom Stadtpark vorgeschwärmt, von den Drogen und der Freiheit dort. Also habe ich ihn nach meiner Entlassung dort wiedergetroffen, er hat mir alle möglichen Drogen vorgestellt: „Guck, das ist cool, das ist auch cool.“ Ich bin jeden Tag hergekommen, habe immer mehr probiert: Ketamin, Benzodiazepine, Heroin.

Meine Eltern glauben, dass ich nicht mehr in den Stadtpark gehe. Sie wissen ungefähr zwei Prozent von dem, was bei mir abgeht, was ich draußen mache, wie es mir geht, was ich schon erlebt habe. Vor allem wissen sie nicht, was sie mit mir anfangen sollen. Ich schwänze die Schule, sie machen Abgängigkeitsanzeigen, ich nehme Termine nicht wahr, die sind alle generell von mir.

Wenn ich Stress abbauen muss, mache ich das inzwischen durch den Rausch. Meine verschriebenen Tabletten reichen mir nicht, deshalb nehme ich oft Benzos, starke Beruhigungsmittel. Ich mische sie mit Alkohol, damit sie noch stärker wirken. Dann



Abgründe in der Touristenkulisse: Der Stadtpark hat ein Drogenproblem

FOTO:
CHRISTOPHER
MAVRIC



Meine Eltern wissen ungefähr zwei Prozent von dem, was bei mir abgeht, was ich draußen mache, wie es mir geht, was ich erlebt habe

AUS DEM
PROTOKOLL

fühle ich mich sicher, halbwegs glücklich und kann schlafen.

Kiffen muss ich jeden Tag, trinken meistens die Woche und nach ein paar Tagen ohne Benzos bekomme ich Entzugsprobleme: bin schwach, fühle mich schlecht, kann an nichts anderes mehr denken. Wenn es mir ganz schlecht geht, nehme ich Substitol oder Heroin. Dafür ritze ich mich heute weniger.

Ich habe keine Skrupel mehr vor egal welchen Substanzen und keine Angst, dass ich etwas Schlechtes oder zu viel erwische. Sobald es dunkel wird, kann ich nicht mehr nüchtern sein. Es ist mir scheißegal, ob mir dabei etwas passiert.

Wenn ich dann heimkomme, mache ich meine Eltern wütend, ich brauche so nicht aufzukreuzen. Wenn sie mich einsperren, breche ich aus oder drehe durch. Als alles zu viel wurde, habe ich in einem Krisenzentrum der Stadt gelebt, aber auch von da bin ich davongelaufen.

Meine Freiheit ist das Wichtigste, ich will tun, was ich will, nehmen, was ich will, schlafen, wo ich will. Wien ist relativ scheiße, die unfreundlichste Stadt der Welt. Die Leute sind böse zu uns Jungen, und das hat nichts mit meiner Herkunft zu tun. Ich mag nur den Stadtpark, hier habe ich Drogen und Leute, die ich cool finde. Meistens lädt mich jemand auf Zeug ein, was er eben gerade dabei hat. Sonst kaufe ich bei Parkdealern, einige habe ich im Handy gespeichert.

Es heißt, Stadtpark-Freunde seien keine echten Freunde, die ziehen dich nur runter. Aber ich kann mich auf viele hier verlassen, und für meinen Drogenmissbrauch bin ich doch selbst verantwortlich.

Im Stadtpark habe ich zu meinem Style gefunden, manchmal kommt die Polizei oder reiche Touristen, aber deren Blicke jucken uns nicht. Am Wochenende gehen wir

von hier aus ins Flex, mit einem photogeshoppten Bild meiner E-Card komme ich meistens rein. Wenn es zusperrt, wieder zurück in den Park.

Auf dieser Wiese hier hatte ich meine erste Überdosis. Ich habe LSA genommen, das ist so ähnlich wie LSD, dazu Benzos, Alkohol und Gras. Irgendwann bin ich im Krankenwagen aufgewacht und wieder in die Psychiatrie gekommen. Ich bin den Leuten böse, wenn sie meinetwegen die Rettung rufen, ich habe ihnen gesagt, sie sollen das nicht tun. Dann wird es neuer Stress für mich, dann erfahren wieder meine Eltern davon.

Jeden Tag gehen Sozialarbeiter von SAM durch den Stadtpark, die mit der roten Kleidung. Manchmal reden wir mit denen, aber ich erzähle nie von meinen Problemen. Einmal hab ich sie gefragt, ob es gescheit ist, Prozac mit Alkohol zu mischen. Sie sagten nein, dann hab ich es getan. Mir ist schon klar, dass es auch in der Schule Ansprechpersonen für mich gäbe. Die Lehrer wissen ja, dass es mir scheiße geht, aber ich will nicht mit denen reden.

Ich habe keine Vorbilder und kenne niemanden, zu dem ich aufschau. Ich bin zwar gläubig, also ich weiß, dass es Gott und seine Botschaft gibt, aber ich bete nicht mehr, weil es mich nicht juckt, ob ich diesen Regeln entspreche. Der große Wunsch im Leben wäre viel Geld, damit ich mir Drogen kaufen kann.

Seitdem mir meine Eltern nichts mehr geben, stehle ich manchmal Kleidung oder Essen aus Geschäften. Eine Arbeitsstelle werde ich als Schulabbrecherin nicht bekommen, ich könnte dealen, aber das ist gefährlich, vielleicht ab und zu.

Wenn ich bestimmte Drogen oder Geld brauche, fahre ich also seit einiger Zeit zur Station Gumpendorfer Straße. Dort rede ich die Süchtigen an: „Habt ihr Heroin? Ich habe aber kein Geld, falls ihr versteht.“ Ich sage ihnen, dass ich 19 bin, dann gehe ich mit in die Wohnung. Mir graust davor, aber irgendwie muss ich an Zeug kommen.

Ich bezweifeln inzwischen, dass ich eine schöne Zukunft haben werde. Wenn ich einen guten Psychologen suchen und ihm alles erzählen würde, wenn ich mit Drogen aufhören und jeden Tag in die Schule gehen würde, wenn ich wirklich daran arbeiten würde, dass es mir besser geht, könnte ich mein Leben wahrscheinlich noch umdrehen. Aber ich will nicht, dass es mir besser geht. Ich gönne es mir nicht, für mich steht das fest: Ich habe aufgegeben.

Zwei Sachen fallen mir ein, die sollte man wissen, um nicht in meine Lage zu kommen: Ihr könnt kiffen, aber lasst die Finger von Chemie, sie ist böse. Und noch wichtiger: Holt euch Hilfe, sobald ihr merkt, dass ihr sie braucht. Irgendwann werdet ihr keinen Bock mehr auf Hilfe haben. Und dann ist es zu spät.

im FALTER
DIE SENDUNG MIT RAIMUND LÖW

Wiens verlorene Kinder



Über die Lage im Stadtpark diskutieren Beate Wimmer-Puchinger, Ewald Lochner, Florian Höllwarth, Judith Pühringer und FALTER-Journalist Lukas Matzinger

Donnerstag, 8. Dezember, 19 und 23 Uhr auf W24